

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 31

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Chef (mit einem frischen Dreier zurückkehrend): Jää — der Farb nah isch es gwüß wieder der glych Wy — — es isch doch heibe glunge. (Schenkt ein; beide Herren kosten vorsichtig.)

Kläntsch (schmaugend): Allerdings — genau der glych Wy — aber nume ke Dole!

Chef: Es isch wahrschynlech numen e hälleri Sorte, wo nes herbers Bouquet het — — e Fähler i der Liefereg chönn i mer nämlech nid erkläre. I würde die Sach natürlech gründlech untersueche. (Sich erhebend.) Also, Herr Kläntsch, — nüt für unguet — sobald i der Fähler usgefunde ha, tüe mer dä Dole no einisch probiere! Also, wiederluege, Herr — eh — Herr Häntsch!

Kläntsch: Guet Nacht, Herr Fintsch! (Zum Hund) Gheh, Regli, mir hei doch wieder Rächt gha, ja, ja! (Ruft.) Fräulein, zahle!

Käthi: E Zweuer Dole — macht achtzg Rappe, bitte.

Kläntsch: Da — es stimmt. Es isch aber ke Dole gsil (Zum Hund.) Chumm Regli!

Käthi: Das isch jiz neuen es schöns Gtürm gsi wägem e Zweuerli Dole. Aber das mueß i säge: Dä versteiht's! Mindestens e halbe Liter het er gsoffe für achtzg Rappe. Wei mer asah ufehtuehle?

Martha: Mir dörfes allwäg scho wage; i gloube nid, wo no öpper chunnt. Es isch doch scho ordeli frisch.

Käthi: Also, los. Tue asangen überall d'Tischtücher zämelege. (Gähnd.) Uh — — bin i fuul! Gottlob isch wieder einen übere. Aber weisch: Interessant isch es einewäg. Hie lehrsch d'Lüt kenne — ohni Fygeblatt u ohni Masgge. Es dunkt mi mängisch, so zwüschen Aho u Abfahre tüeg sed d'Charaktereigenschaft vo de Lüt — die gueten u die schlächte — ganz bsunders dütlech uspräge. Die reinstcht Menagerie! Aber mache mer Fyrabel!

Bundesfeier in den Bergen

Es war vor Jahren an der berühmten Alpenstraße der Albula, da weilte ich während einiger Sommertage in Bergün. Damals wußte man noch nichts von organisierten Bundesfeiern durch die Hotellerie, den Verkehrs- und Fremdenverein, das war ein spontanes Festchen, welches ich miterleben durfte, nichts daran sah gemacht aus. Von den Ruppen und Zinnen glühte das Abendrot, langsam nachseten die Hütten an den Hängen ein, der Biz Aela zog eine Wolkentappe an und der Duft frischen Heus wehte durch das Tal. Gottes Atem schien über das friedliche Land zu streichen. Braungebratene Menschen saßen auf den Bänklein vor ihren stolzen Engadinerhäusern mit dem schmucken Sgraffitoverputz. Vor den Türen standen die Mannen, aus deren wetterharten Gesichtern man die Daten der Geschichte des Grauen Bundes lesen konnte, es waren Nachkommen derer, die bei Truns geschworen hatten, einander Treue zu halten, solange Grund und Grate stunden. Die Dorf-gasse herab kamen mit Gebimmel die Geißherden und verschwandten seitwärts in den Ställen. Schon am frühen Nachmittage hatten die Hirtenbuben unten bei Grapp da Sas zwischen den turmhohen Felswänden des Bergüner Steins, verfrüht ihr Knallwerk abgefeuert, so daß der dumpfe Schlag den Graten und Flügen entlang eilte und echote, daß man glauben mußte, es zöge Jürg Jenatsch durch die Talschaften. Die Jugend zog mit Fackeln und Laternen auf den Dorfplatz, und die Frauen folgten. Stumm blickte der Römerturm auf das sonderliche Gebilde herab, er hatte es schon viele Male erlebt und dann klang es aus frischen Kehlen, die romantischen, schwerblütigen Lieder:

Dei ei miu grepp, quei ei miu crapp
cheu tschentell jeu miu pei,
artau hai jeug vus da miu bab,
jai a negin marschei.

In den Adern der Jungen pulste das Blut derer von Calven, der freien Grischunen, die bereit waren, ihr Leben für die Heimat zu lassen, die sogar ihre kargen, steinigen Talschaften liebten, denn sie sangen ja „das ist mein Fels, das ist mein Stein“. So müssen die alten Eidgenossen gewesen sein, dachte ich bei mir selbst, so frei und wacker. Und dann, urplötzlich schauten alle zu den Bergen hinauf, und da flammte es auf, zuerst am Cuolm da Latzsch, dann bei Stuls am God da figlia, dann auf dem Chavagl grond, am Muot, am Ragnug dador, am Ragnug dadains, ja sogar die vom Meienfäß hatten ihr eigenes Feuer am Murtel Trid entfacht. Die Glocken begannen zu läuten, erst langsam hallend und schwer und dann beschwingter: ehrfürchtig hörte man das Dröhnen der ehernen Stimmen. Ueber dem Dorfplatz war Schweigen, als lauschte man der Rede des Ewigen.

Erst als die Feuerzeichen verglommen waren, gingen die Alten zusammen in die braungetäfelte Wirtsstube, an deren Wänden noch Stiche aus der Zeit von Bündens Befreiung hingen. Langsam und besonnen tropften die Worte, noch alle waren im Banne der Feuer und des Geläutes; mählich löste ein gutes Glas Wein die Zungen. Aus den Tschoppen tauchten die Pfeifen auf und mit einem großen Hegel hackten sie ihren Rollentabak und begannen gemütlich zu sagen, was sie heute feierten, sie wußten, daß an der Beständigkeit des Landes nur die selt-rechten Bürger schuld sein können. Sie wußten wohl, daß drunten in den Städten nicht mehr alles mit graden Dingen zuzuging, aber Bestand haben konnte die Freiheit nur, weil sie immer wacker und aufrecht gewesen waren, weil sie die Tradition derer von Juvalta, Jenatsch, Planta währten; sie konnten, wenn's Not tat, die „Keulen der Verzweiflung“ schwingen, wie damals, als die Spanier ins Prätigau eingedrungen waren. Der „grawe pund“, der soll dauern solange noch die Berge stehn auf diesem Grunde. Des Rheines Quellen sind bei den fryen Rättern in guten Händen, keine Handbreit Boden gäben sie den Feinden preis, bei den Bündnern haben wir eine treue Hut und diese wackern Leute gehen in groben Schuhen und rauhen Hemden einher und wollen nicht zu vornehme Stuben, denn so will's der Schweizergeist:

fry und tapfer
treu und wahr
Eidgenosse immerdar!

Vom Firmament strahlten die Sterne, die Ruppen mit dem ewigen Schnee stachen in das Nachtblau und Friede war über dem Lande.

Peter Offenburg.

Weltwochenschau

Um den Kurs im Bunde.

Seit die Freisinnigen sich gegen die Fortdauer des eidgenössischen Fiskalnotrechtes ausgesprochen haben, gehen hinter den Kulissen allerlei Besprechungen vor sich, und in der Presse streiten sich die Parteien darüber, wer die Niederlage des Projektes im Nationalrat verschuldet habe. Wahr ist, daß keine Fraktion am Ausgang der Abstimmung unschuldig gewesen. Ebenso wahr aber, daß bei einer Annahme in den Räten der Volksentscheid angerufen worden wäre, und daß eine sehr wahrscheinliche Verwerfung die offene Staatskrise bedeutet hätte. Denn weit schärfer als beim Strafgesetz würde die Opposition gegen den „wachsenden Bund“ und seinen „Budgetmolo“ eingesetzt haben. Alles, was im Welschland glaubt, man könne endlich stillstehn und die wachsenden Zahlen bremsen, alles, was in den innern Kantonen instinktiv vor den „Schulden“ und den „Schuldenmachern“ Angst hat,

würde zusammengestanden sein; umgekehrt aber hätte die Linke diesmal den bundesrätlichen „Sanierungsplan“ nicht unterstützen können. Denn allzuviel von dem, was verlangt worden war, wurde gestrichen; vor allem das Fallenlassen der „Kapitalbesteuerung an der Quelle“ verzog man dem Bundeshaus und den andern Parteien nicht. Fast scheint es besser, daß nur die Räte und nicht der „Souverän“ den Bundesrat desavouierten!

Nun aber weiß der Bundesrat, daß die Mitte und die Linke ein neues Projekt verlangen, und das in aller Kürze, und daß ein abstimmungsreifes Gesetz vorgelegt werden muß, eines, das wirklich Ausichten hat, angenommen zu werden. Was tut also der Bundesrat? Er zieht vor, das Weiseste zu tun, was in diesem Falle getan werden kann. Er wartet ab und schiebt die Karten denen zu, die von ihm so dringlich das notwendige Gesetz fordern. Die Parteiführer sollen einmal zeigen, was sie können. Sie sollen Vorschläge machen. Sie sind schließlich allen Einigkeitsbeteuerungen zum Trotz nicht imstand gewesen, dem Kompromiß zuzustimmen. Also sollen sie einen bessern bringen. Wenn ihnen das gelingt, wird das Bundeshaus sofort einschwenken und mit Windeseile die Paragraphen zusammenstellen, und wenn die Kommissionen und Räte dann nicht endlos „stürmen“, kann beschloffen und abgewartet werden, ob die Querköpfe aufstehen und das Volk befragen wollen! Bringen die Parteien aber nichts zustande . . . bitte, meine Herren, gibt es dann vielleicht etwas anderes als ein „Notrecht“? Glaubt etwa einer, der Bundesrat bringe ein den Parteien genehmes Gesetz so rasch zustand, wenn diese Parteien sich hoffnungslos streiten?

Die Hoffnung, einen neuen Kurs zu finden, liegt also nun beider „interparteilichen Konferenz“, die anfangs August zusammentreten und in den Hauptzügen das unumgängliche Einigungsprojekt entwerfen soll. Wird diese Konferenz eine neue „Schweizeridylle“ aufführen und nach altbewährter Manier um jede dem Bunde zu eröffnende Einnahme feilschen und jede seiner notwendigen Ausgaben bekümmern?

Täuschende Feste.

Gerne möchte man die Zuversicht aufbringen, der englische Königsbesuch in Paris bedeute eine Wendung in der europäischen Entwicklung, die Diktatoren hätten den Eindruck bekommen, als stünden sie einer entschlossenen Abwehrfront der Demokratien gegenüber, der geschmähte Völkerbund stehe in seinen zwei Hauptstützen unerschüttert da, und es werde in Berlin und Rom demnächst dem Rückzug geblasen. Vielleicht ist es wahr, daß „die Entente fester als je“ zusammenhält. Jedoch, und das stimmt leider, nur für den Fall eines unmittelbaren Angriffs auf eines der beiden Länder selbst, und vielleicht auch für den Fall eines Angriffs an anderer Stelle. Jedoch nur heute, in unmittelbarer Gegenwart! Morgen schon können Dinge passieren, die wir nicht erwarten, und alsdann wird sich erst zeigen, ob beide Staaten zusammengehen, ob sie sich wehren, und für wen und für was!

Augenblicklich scheint Berlin Zurückhaltung für weiser zu halten; Zurückhaltung aber ist es gerade, was England immer wieder wankend macht. Die schroffen italienischen Attacken oder der drohende Zugriff im Mai gegen Prag schreckten London auf. Nun wird es wieder eingeschlafert. Man horchte auf, als Hitlers ehemaliger Hauptmann, der Herr Wiedemann, nun einer seiner drei Privatsekretäre, gerade vor Abfahrt des britischen Königs nach Paris in Sondermission beim Außenminister in London erschien. Was bezweckte dieser unerwartete Besuch? Man weiß es heute: Die Engländer sollen in Prag vermitteln.

Lord Runciman ist also nach Prag gereist und bespricht sich mit Hodza und Benesch, aber auch mit den Henleinleuten. Die Tschechen sollen „äußerste Konzessionen“ machen, sonst wird London sich weigern, einzuspringen, falls Berlin der Geduldssaden reißt. Nicht mehr und nicht weniger bedeutet diese „Vermittlung“. Prag wolle die gewünschten Zu-

geständnisse verschleppen oder hinterziehen, lautet die Berliner Parole; die Tschechen mögen nun vorschlagen, was sie wollen, nie wird das genug sein, was sie gewähren können! Hier liegt der Hase im Pfeffer.

Nun ist Herr Hitler ein Meister des Zuwartens und der Umwege. Durch Zuwarten ist er Herr in Deutschland geworden. In Oesterreich hat er sich durch den „Friedensschluß“ jenes berühmten 11. Juli 36 eingenistet. Und hat erst viel später zugeschlagen. Er wird also in Prag zuwarten, wird sich irgendwie einnisten und zuschlagen, sobald die Ausichten sicher scheinen. Derjenige aber, der ihm das Einnisten ermöglicht, heißt Lord Runciman. So steht's. Die möglich gewordenen „äußersten Zugeständnisse“ werden die sudetendeutschen Bezirke in den Stand setzen, irgendwann geschlossen zum Dritten Reiche überzugehen. Wir sind überzeugt, daß die Engländer nicht merken, was sie spielen helfen. Dafür war ihr König in Paris.

Und die Franzosen haben ihm in London bei der Rückkehr die Marfeillaise gesungen!

Wir können auch beobachten, was an anderer Stelle gespielt wird, als Begleitmusik zur „Botschaft des guten Willens“, die diesmal Hitler gesandt hat, und die je nach Bedarf morgen Mussolini absenden wird. In Palästina ist der Terror in nie erlebter Heftigkeit aufgeflammt. Ein halbes Hundert Tote auf dem arabischen Markt in Haifa, 4 gelynchte Juden als Opfer der arabischen Rache für die mörderische Bombe . . . und dabei weiß niemand, wer die Bombenwerfer eigentlich geschickt. Der „Intelligence service“ weist wieder auf italienische Geldquellen hin, eine journalistische Propagandaoffensive im ganzen vordern Orient wird in Gang gesetzt; die Zusammenhänge zwischen diesem Gelde, der „Friedenspropaganda“ jener Journalisten und den täglichen Morden, Hinterhalten, Anschlägen auf Patrouillen, Autobusse und Autos läßt sich nicht nachweisen, versteht sich aber irgendwie von selbst. Rom übt ganz einfach eine seiner Pressionen, die man aber nicht beweisen kann, aus, um den Vertrag mit London in Kraft zu setzen. Und je länger sich Chamberlain weigert, entgegenzukommen, je deutlicher er in diesem Punkte Frankreichs Willen folgt, desto ärger wird's in Palästina zugehen. Armes Palästina! Heiliges Land! Hoffnung der Juden! In Jerusalem donnern die Höllenmaschinen, statt daß wieder Zions Harfen säuseln.

Der Aufmarsch in Spanien, der als „Vormarsch Francos“ durch die Spalten unserer Zeitungen geht, dauert methodisch fort. Unerhörte Kämpfe wüten in den Stellungen des Rio Palancia, bei Viver und Segorbe und den vorgelagerten letzten Höhen des Espadan; die Ueberflügelung der Regierungstruppen von Nordwesten her ist bisher mißlungen, aber das Schicksal der neuen Stellung ist genau so besiegelt wie der frühern am Mijares. Ein Wunder, daß die Verteidigung nicht zusammenbricht, angesichts des immer verstärkten italienischen Materialeinsatzes. Zudem hat Franco Truppen und Material frei bekommen, um in der Estremadura plötzlich zu einem Vorstoß anzusetzen und im ersten Anlauf 5000 Quadratkilometer zu erobern und gegen 20,000 Gefangene zu machen. Der Vormarsch über Castuera gegen Cabeza könnte den Anfang einer schweren Erschütterung für die Regierungsstellungen bedeuten. Eine Offensive der Katalanen am untern Ebro vermag die Front vor Valencia zu entlasten, jedoch nicht, das Verhängnis aufzuhalten. Ist einmal dieses Verhängnis da, dann wird man in Paris und London die Haltung einnehmen, an die wir glauben! Ob es noch die Haltung sein wird, die uns das „Pariser Königsfest“ bot?

Wahrscheinlich im Zusammenspiel mit den Deutschen und Italienern haben die Japaner den Zwischenfall mit Rußland diplomatisch zu erledigen beschloffen. Die Russen bleiben also in jenem mandchurisch-koreanischen Grenzzipfel . . . vorläufig wenigstens. Unterdessen haben die Japaner die zusammengeschossenen chinesischen Stellungen bei Kiukiang erobert und schicken sich zum weitem Vormarsch Richtung Hankau an.

—an—